

© *Dr. Oliver von Wrochem, KZ-Gedenkstätte Neuengamme*

Vortrag auf der Tagung „Gedenkstätte Lager Sandbostel: Blick zurück und Blick nach vorn“ anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Gedenkstättenvereins Sandbostel

Soziokulturelle Dispositionen und das Interesse an Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus

Sehr geehrte Damen und Herren,

Die Erinnerung an die NS-Verbrechen ist inzwischen als gesamtgesellschaftliche Verpflichtung anerkannt, dafür ist sogar ein eigener Begriff gebräuchlich geworden, der des „negativen Gedächtnisses“. Die Geschichte des Nationalsozialismus ist zu einem wichtigen Bezugspunkt der deutschen Gesellschaft geworden ist. Das Thema „Erinnerungskultur“ ist Teil der schulischen Lehrpläne für das Abitur. fast könnte man meinen: soviel Erinnerung war nie. Doch zugleich lässt sich fragen, welchen Platz Epoche des Nationalsozialismus in der eigenen Lebenswelt einnimmt. Es werden Stimmen laut, die kritisieren, dass der öffentliche Umgang mit dem Nationalsozialismus in Deutschland ritualisiert sei. Volkhard Knigge, Leiter der Gedenkstätte Buchenwald merkt an, Erinnerung werde „zunehmend als moralisch aufgeladene, eher diffuse Pathosformel gebraucht“. Seiner Meinung nach gibt es einen Erinnerungsimperativ, der jungen Leuten unter anderem in Gestalt von Gedenkstättenpflichtbesuchen entgegentrete. In den Geschichts- und Kulturwissenschaften wie in den Feuilletons wird ein „neues Unbehagen an der Erinnerungskultur“ – so der Titel eines Buches der Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann – diagnostiziert. Der Sozialpsychologe Harald Welzer wiederum problematisiert, inwieweit sich aus negativer Geschichte überhaupt etwas Lernen lässt und ob sich Gedenkstätten in ihrer bisherigen Form nicht überholt haben. Und der Historiker Ulrich Herbert glaubt, dass „das Ethos des staatskritischen, zivilgesellschaftlichen Engagements der Bürger für die Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen, das die Anfangsjahre getragen hatte, [...] sich nicht dauerhaft konservieren“ lässt.

Ohne Zweifel ist im Zuge von Professionalisierung und staatlicher Anerkennung ein Großteil des gesellschaftskritischen Potentials von Gedenkstätten verloren gegangen. Jugendliche von heute setzen sich nicht für die Aufrechterhaltung des Gedenkens an das NS-Unrecht ein, sondern für Flüchtlinge aus Lampedusa oder aktuelle rechte Bewegungen. Der Nationalsozialismus ist kein Feld primärer Politisierung mehr.

Ich möchte im Folgenden vor dem Hintergrund dieser soziokulturellen Dispositionen am Beispiel des Umgangs mit nationalsozialistischen Täterschaften und Verfolgungserfahrungen

in Familie und Gesellschaft das Verhältnis von privatem und öffentlichem Erinnern ausloten und dabei insbesondere auf die Arbeit mit Nachkommen von Verfolgten wie von NS-TäterInnen eingehen.

Gedenkstätten, die an NS-Unrecht erinnern, erfüllen in Deutschland gegenwärtig im Wesentlichen drei Aufgabenbereiche: sie sind Orte des Gedenkens, Orte der Vermittlung und Orte der Forschung. Für Gruppen, die Gedenkstätten besuchen, sind diese drei Bereiche jeweils von unterschiedlicher Relevanz. So sind Gedenkstätten für Angehörige ehemaliger Häftlinge unmittelbar mit dem Leiden ihrer Verwandten und also mit ihrer eigenen Familiengeschichte verbunden – mit Familienerzählungen oder aber auch dem Fehlen solcher Überlieferungen. Unabhängig davon, ob ihre Verwandten ermordet wurden oder überlebt haben, hat das vergangene Geschehen spürbare Auswirkungen auf ihre Gegenwart. Gedenkstätten sind für Angehörige daher oft insbesondere Orte des Gedenkens; doch auch als Orte der Forschung und der Vermittlung sind sie für diese Gruppe von großem Wert.

Viele ehemals Verfolgte schwiegen lange Zeit über die im Nationalsozialismus erlebte Gewalt. Dieses Schweigen ermöglichte es ihnen in den Nachkriegsjahrzehnten, wieder Fuß zu fassen – es diente oft zugleich dem Aufbau eines neuen, vermeintlich unbelasteten Lebens und dem Schutz der eigenen Kinder. Doch litten viele Überlebende an existenziellen Ängsten, weil im Nationalsozialismus ihre Lebensberechtigung radikal in Frage gestellt worden war, und diese Ängste übertrugen sich nicht selten auf ihre Nachkommen. Hierzu ist, insbesondere in Bezug auf die Nachkommen jüdischer Verfolgter, nicht selten in vergleichender Perspektive zu Nachkommen von NS-Tätern, viel geschrieben worden.

Inzwischen wird in den Familien jüdischer, aber auch politisch Verfolgter, offener über die Verfolgungserfahrung gesprochen; hier spielt die zeitliche Distanz und das wachsende Interesse für die Folgen der NS-Verbrechen eine wichtige Rolle. Das Wissen von und das Sprechen über eine belastende Vergangenheit bilden in vielen Fällen eine wesentliche Grundlage für die Kinder, aber auch die Enkel von Verfolgten, sich intensiver mit ihrer Familiengeschichte zu befassen.

Viele der von Verfolgung Betroffenen sind inzwischen verstorben und ihr Tod ist für die Nachkommen nicht selten Anlass der Auseinandersetzung mit ihrer Familiengeschichte. Auch rücken in der historischen Forschung immer mehr Täter- und damit Verfolgtengruppen ins Blickfeld, woraufhin sich für viele Nachkommen neue Fragen an die eigene Familiengeschichte ergeben. Ein gutes Beispiel dafür ist Daniel Mendelsohns Veröffentlichung „Die Verlorenen“, das aus der Perspektive des Enkels die Geschichte eines Zweigs seiner jüdischen

Familie erzählt, die der nationalsozialistischen Verfolgung in der heutigen Ukraine zum Opfer fiel. Sein Buch, das auf Familienerzählungen, wissenschaftlichen Forschungen und eigenen Recherchen basiert, richtet den Blick auf jene, die nicht in den Vernichtungslagern ermordet wurden, sondern in Massenerschießungen deutscher Truppen und einheimischer Kollaborateure umgebracht wurden.

Die öffentliche Artikulationsbereitschaft von Nachkommen gilt besonders für Angehörige jüdischer Verfolgter sowie – seltener – für Angehörige anderer Verfolgtengruppen. Vielen Kindern und Enkeln ist inzwischen bewusst geworden, in welchem familiären Erbe sie verankert sind und sie sind zunehmend in der Lage, das, was ihren Verwandten angetan wurde, als Verbrechen wahrzunehmen. Es gibt aber auch Nachkommen, die noch heute wenig von ihrer Familiengeschichte wissen. Das gilt zuvorderst für die Angehörigen sogenannter „vergessener Opfer“ – unter ihnen ehemalige Zwangsarbeiter, vor allem jene aus Osteuropa, Wehrmachtsdeserteure, sog. Asoziale, sog. Kriminelle, Sinti und Roma, italienische Militärinternierte, Menschen mit Behinderungen, sowjetische Kriegsgefangene, Zeugen Jehovas und Homosexuelle. Weil diese Verfolgtengruppen gesellschaftlich, in der Erinnerungskultur bis in die 1980er-Jahre und teilweise noch bis heute eine geringere Rolle spielten und spielen, erstaunt es wenig, dass in ihren Familien kaum über die Verfolgungserfahrung gesprochen wurde.

Im Umfeld von Gedenkstätten aktiv sind heute überwiegend nicht mehr Überlebende, sondern deren Angehörige aus der zweiten, dritten und mittlerweile auch vierten Generation. Diese Angehörigen kommen überwiegend aus den ehemals von Deutschland besetzten Ländern und haben verschiedene Anliegen, auf die ich nachfolgend kurz eingehen möchte

Für die Angehörigen bilden Gedenkstätten an den historischen Orten von NS-Unrecht, wie ich eingangs sagte, Orte des Totengedenkens. Angehörige kommen häufig im Familienverband und in größeren Reisegruppen zu Gedenkfahrten in der Absicht, den hier verstorbenen Verwandten zu gedenken; für sie sind diese Orte oft Friedhöfe; sie praktizieren vor Ort Formen individuellen bzw. kollektiven Gedenkens.

Archivanfragen und -recherchen in wachsender Zahl zeigen das Bedürfnis von Angehörigen, mehr über die Geschichte ihrer Verwandten in Erfahrung zu bringen. Gerade die Enkelgeneration kennt oft nur Bruchstücke der Verfolgungsgeschichte ihrer Verwandten und möchte sich ein eigenes Bild machen. Inzwischen gehören diese Anfragen zu einer zentralen Aufgabe der Archivare an Gedenkstätten, neben der Sicherung, Sammlung und Digitalisierung von Dokumenten. Die KZ-Gedenkstätte Neuengamme bietet seit 2009 halbjährlich ein Rechercheseminar an, das sich an Nachkommen von Verfolgten, aber auch an all jene richtet, die an Familiengeschichte interessiert sind.

In Gedenkstätten finden Interviews, Gespräche und Seminare zum Umgang mit der NS-Vergangenheit statt, dabei werden auch Angehörige von NS-Verfolgten einbezogen. Interviews mit Kindern und Enkeln von NS-Verfolgten bilden eine wichtige Grundlage für die Forschungen zum Thema Weitergabe der Erinnerungen an die Verfolgungserfahrung in Familie und Gesellschaft. Auch geben sie Einblick in die Wirkungen bzw. Folgen der erlebten Gewaltausübung auf die Nachkommen.

Angehörige haben oft den Wunsch nach einem internen Austausch über die Auswirkungen der Lagerhaft der eigenen Verwandten und anderer Gewalterfahrungen. Sie wollen erfahren, wie andere Nachkommen mit der Gewalterfahrung ihrer Eltern bzw. Großeltern umgehen, welche Spuren die erlittene Gewalt bei ihnen hinterlassen hat. In Gedenkstätten finden deshalb Seminare statt, in denen Kinder und Enkel ehemals Verfolgter in einem geschlossenen Rahmen über die Folgen der transgenerationellen Weitergabe der Erinnerungen sprechen können. Die Betroffenen tauschen sich über Erfahrungen und Belastungen aus, die aus ihrer Familiengeschichte resultieren.

Die Angehörigen gehen mit ihren Anliegen aber auch zunehmend in die Öffentlichkeit. Dabei werden unter anderem folgende Fragen aufgeworfen: „Wann ist in den Familien über die Verfolgung gesprochen worden? Wie hat dies die Erziehung und das Familienleben geprägt? Welche Aufgaben sehen die Kinder und Kindeskinde für sich, die sie vielfach auf eine unmittelbare Weise mit den Zeitzeugen in Kontakt waren? Wie haben sich die jeweiligen Erinnerungskulturen in den (neuen) Heimatländern der Überlebenden auf die Tradierung der Erinnerung innerhalb der Familien ausgewirkt?“

Es zeigen sich deutliche Unterschiede nicht allein in Bezug auf die einzelnen Verfolgten-Gruppen – das hatte ich bereits ausgeführt – sondern auch in Bezug auf die Erinnerungskulturen in Ost- und Westeuropa. Im Kern lässt sich sagen, dass in den westeuropäischen Gesellschaften ebenso wie z.B. in Australien, Israel, Kanada und den USA das Gedenken an die NS-Verbrechen einen zentralen Platz im öffentlichen Gedenken einnimmt, aber auch in der Weitergabe der Erinnerung im familiären Kontext, während dies in osteuropäischen Gesellschaften keineswegs der Fall ist; hier sind die Verbrechen des Stalinismus deutlich präsenter und in den Familien wird über das erfahren Leid während des Zweiten Weltkriegs bis heute seltener gesprochen.

Angehörige äußern oft den Wunsch nach einer starken Gegenwartsorientierung der Erinnerungsarbeit. Diese Ziele bilden auch eine wichtige Antriebskraft für den intergenerationellen Austausch. So sprachen auf einer „Mehrgenerationenbegegnung“ der KZ-Gedenkstätte Neuengamme im Mai 2014 Personen aus vier Generationen, darunter Überlebende der Konzentra-

tionslager, deren Kinder und Enkel, Jugendliche aus Deutschland und Gedenkstättenmitarbeiter/innen zwei Tage miteinander über die Frage, wie die Erinnerung an die historischen Ereignisse in Zukunft bewahrt werden könne.

Im Mai 2015 fand am gleichen Ort das erste Forum „Zukunft der Erinnerung“ statt, auf dem die Perspektiven der Kinder und Enkel ehemals Verfolgter einen wichtigen Baustein für die Diskussion bildeten, wie an das historische Geschehen nach dem Ende des Zeitalters der Zeugenschaft erinnert werden kann. Das Forum fand in dem Bewusstsein statt, dass die Bewahrung und Weitergabe der Erinnerungen ein gemeinsames Vermächtnis von Angehörigen und KZ-Gedenkstätten ist. Anwesend waren Kinder und Enkel und Urenkel verschiedener Gruppen ehemaliger KZ-Häftlinge aus fünfzehn Ländern. Gemeinsam mit Schüler/innen aus Hamburg und Umgebung, Mitarbeiter/innen von Gedenkstätten, Nachkommen von NS-Täter/innen und weiteren Interessierten diskutierten sie in fünf Workshops Strategien zur Gestaltung der Erinnerung an die nationalsozialistischen Massenverbrechen durch die nachfolgenden Generationen. Inzwischen sind daraus teilweise größere Erinnerungsprojekte erwachsen, die bei den jährlichen Treffen weiterverfolgt und zur Diskussion gestellt werden.

Ein Thema, das viele Angehörige beschäftigt ist das Sichtbarmachen der Namen ehemaliger Häftlinge. An der KZ-Gedenkstätte Neuengamme ist ein „Ort der Verbundenheit“ geplant. Er gilt allen ehemaligen Häftlingen und wird haptisch sein: es wird ein Ort sein, wo Angehörige ihre Verbundenheit zum Ausdruck bringen können durch persönliche Botschaften. Ein zweiter Aspekt, der viele interessiert, ist, ihre Verbundenheit mit der Geschichte ihrer Verwandten einer breiten Öffentlichkeit in Literatur, Film, Bildender Kunst, Theater und sozialen Netzwerken öffentlich zu machen. Oft wird der Wunsch nach Vernetzung geäußert. Ein Ergebnis ist die Einrichtung einer Dialogplattform für Angehörigen von NS-Verbrechen betroffener Familien. Der Blog ermöglicht es ihnen, ihre Anliegen öffentlich dokumentieren. Er hat sich inzwischen ganz gut etabliert. Die Erneuerung und Öffnung der Verbände ehemaliger Häftlinge ist ebenfalls ein wichtiges Anliegen von Angehörigen. Wie können die Verbände die nachfolgenden Generationen aktiv in ihre Arbeit einbinden und sich für neue Gruppen wie z.B. Personen ohne familiären Bezug öffnen? Verbände und Freundeskreis im In- und Ausland bilden wichtige Fürsprecher von Gedenkstätten. Ein weiteres Bedürfnis von Angehörigen ist der Dialog zwischen Angehörigen ehemaliger Häftlinge und Angehörigen von NS-Täter/innen. Ein wichtiges Element dieses an der KZ-Gedenkstätte Neuengamme halbjährlich stattfindenden Dialogs bildet das Sprechen über die eigene Geschichte als Nachkomme von Verfolgten bzw. Täter/innen und das Nachdenken über die gemeinsame Verantwortung in der Gegenwart.

Von Angehörigen ehemals Verfolgter gehen wichtige Impulse aus, gegen gesellschaftliche Entwicklungen wie Rassismus und Rechtspopulismus zu intervenieren, unter anderem, indem die eigenen Anliegen in die Öffentlichkeit gebracht werden.

Ich komme nun zu einem anderen Aspekt der Arbeit von Gedenkstätten, der Arbeit mit Täter*innennachkommen. Ich möchte vorab auch bezogen auf diese Gruppe die soziokulturellen Dispositionen, die dieser Arbeit zugrunde liegen, kurz darstellen.

Die Studie „Opa war kein Nazi“ brachte in den 1990er Jahren wichtige Erkenntnisse darüber, wie im privaten Rahmen in von Verfolgung nicht betroffenen deutschen Familien über Nationalsozialismus und Holocaust gesprochen wird. Das Buch zeigt, dass mit der zunehmenden Kenntnis von den Verbrechen im Nationalsozialismus zugleich das Bedürfnis wächst, die eigenen Verwandten als moralisch integer darzustellen und diese aus dem historischen Zusammenhang herauszustellen.

Die Überlieferung im privaten Rahmen der Familie ist also häufig unverbunden mit dem öffentlichen Sprechen über die NS-Verbrechen – im Gegensatz zu vielen Nachkommen von NS-Verfolgten schlagen die Nachkommen von Tätern, Mitläufern und Zuschauern nur selten eine Brücke zwischen Familiengeschichte und der Gewaltgeschichte des Nationalsozialismus. In den familiär tradierten Erinnerungen, vereinfacht gesagt dem Familiengedächtnis, wird also vielfach ignoriert, dass auch die eigenen Verwandten einen Teil der Gesellschaft ausgeschlossen, ihrer Verfolgung zugeschaut, und selbst die Deportation und Ermordung eines Großteils davon akzeptiert haben.

Cordt Schnibben, Journalist und selbst Kind eines wie er sagt, „Nazi-Mörders“, schrieb 2014 im Wochenmagazin „Der Spiegel“: „Das wichtigste Medium für die Vermittlung von Geschichte ist die Familie und wir – die antifaschistische Generation der Nazi-Kinder – haben uns diese Geschichte rauben lassen. Darum haben wir ein entvölkertes Wissen über die Nazi-Zeit, das sich aus Büchern, TV-Serien und Hollywood-Filmen speist.“ Mit gravierenden Folgen für das Geschichtsbewusstsein: „Es bleibt aber immer eine Diskrepanz zwischen verordneter, öffentlicher Reue und privater Verdrängung.“ Dies gilt auch für Enkel von Tätern, Mitläufern und Zuschauern, für die Umfragen zufolge Antisemiten und Täter in der eigenen Familie nur in Ausnahmefällen existieren.

Gleichzeitig ist in Deutschland ein wachsendes Interesse an der Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte erkennbar. Zunehmend erscheinen Bücher von Kindern und Enkeln der Täter zur Rolle ihrer Verwandten im Nationalsozialismus, deren öffentliche Resonanz wiederum die gesellschaftliche und individuelle Beschäftigung mit der familiären Ver-

gangenheit befördert. Nach dem Tod der Erlebnisgeneration von Nationalsozialismus und Krieg eröffnen sich Möglichkeiten, öffentlicher mit der Familiengeschichte umzugehen.

Hintergrund dieser stärkeren Artikulationsbereitschaft der Täternachkommen bildet die Ausdifferenzierung der Forschung, im Zuge derer immer mehr Tätergruppen ins Blickfeld gelangen. SS, Geheime Staatspolizei, Eliten der NSDAP und Funktionsträger des Staatsapparates, Wehrmacht, Kriminal- und Ordnungspolizei, Reichsbahn und andere staatliche Institutionen wie städtische Behörden und Verwaltungen sowie privatwirtschaftliche Betriebe werden auf ihre Beteiligung an Verbrechen befragt. Als Täter gelten alle, die direkt an Verbrechen beteiligt waren oder als „Schreibtischtäter“ wirkten, aber auch jene, die profitierten, zustimmten oder gleichgültig blieben. Untersucht werden zudem Motivation der an Verbrechen Beteiligten sowie Entstehungsbedingungen und Mechanismen der ausgeübten Gewalt, das Schicksal der von dieser Gewalt betroffenen Gruppen und der Umgang mit den Gewaltakturen nach Kriegsende. Kindern und Enkeln wird auf dieser Grundlage die Bewertung ermöglicht, ob die Handlungen ihrer Verwandten als Verbrechen betrachtet werden können oder müssen

In der Arbeit der KZ-Gedenkstätte Neuengamme spielt die biografische Auseinandersetzung von Täternachkommen eine große Rolle. In Gesprächskreisen und Seminaren der gesellschaftliche Umgang mit dem Nationalsozialismus und die Weitergabe in den Familien thematisiert. Daraus ist ein Buch- und Filmprojekt entstanden, dessen Ergebnisse im April 2016 publiziert wurden und das ich abschließend gerne vorstellen möchte. Der Sammelband geht auf eine fünfjährige intensive Auseinandersetzung mit NS-Täterschaften und ihren familiären, kulturellen und gesellschaftlichen Folgen nach 1945 zurück. Die Beiträge des Buches zeigen, dass öffentliche, gesellschaftliche und das familiäre Formen des Erinnerns an den Nationalsozialismus in einem Wechselverhältnis stehen. So bewegen wir uns alle sowohl im öffentlichen als auch im familiären Raum, weiterhin in prägenden Gruppen und Freundeskreisen. Viele von uns sind dabei mit Widersprüchen konfrontiert, wenn es um die Erinnerung an die NS-Verbrechen geht.

Das Buch bündelt die Ergebnisse zweier wissenschaftlicher Konferenzen und präsentiert die Arbeit der KZ-Gedenkstätte Neuengamme mit Nachkommen von NS-TäterInnen in Seminaren und Interviews. Der Band präsentiert damit aktuelle Forschungen zu Täterschaften und ihren Folgen und verbindet diese mit persönlichen Erfahrungsräumen. Eine wichtige Quelle des Sammelbandes bilden halbjährliche Seminare der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, die Kinder und Enkel von TäterInnen miteinander ins Gespräch bringen. Dort sprechen Nachkommen der Kinder- und Enkelgeneration darüber, wie sie mit ihrem familiären Erbe umge-

hen. Einige SeminarteilnehmerInnen haben ihre Erfahrungen und Perspektiven für den vorliegenden Band ausgearbeitet, manche waren darüber hinaus sogar bereit, ihre Auseinandersetzung in filmischen Porträts öffentlich zu machen.

Das erste Kapitel des Bandes stellt aktuelle Befunde der historischen Täterforschung zur Diskussion und geht den Wandlungen der Täterbildern in Gesellschaft und Wissenschaft nach, auch unter Berücksichtigung visueller Konstruktionen in Fotografie und bildender Kunst. Die gesellschaftlichen Widerstände gegen eine juristische Aufarbeitung der NS-Verbrechen in der alten Bundesrepublik kommen ebenso in den Blick wie die fehlende Auseinandersetzung mit weiblicher Täterschaft im Dritten Reich, wie am Beispiel des Fernseh-Dreiteilers „Unsere Mütter, unsere Väter“ gezeigt wird. Zuletzt werden die Tiefenwirkung der NS-Ideologie und die von Alexander und Margarete Mitscherlich beschriebene „Unfähigkeit zu trauern“ bei den zwischen 1930 und 1940 Geborenen thematisiert.

Das zweite Kapitel versammelt Beiträge, die nach Grundlagen, Potentialen und Zukunftsperspektiven einer kritischen Bildungsarbeit zu Täterschaft fragen. Nach Überlegungen zum Wechselverhältnis zwischen Selbstbildern und Bildungskonzepten in der postnationalsozialistischen Gesellschaft wird die konkrete Arbeit mit Täternachkommen dargestellt und danach gefragt, welche Impulse von einem kritischen Umgang mit Täterschaft für die öffentliche Gedenkkultur ausgehen können. Am Beispiel der Bildungsarbeit mit Polizeigruppen werden berufsbezogene Kontexte von NS-Täterschaft und daraus resultierende Perspektiven für die Polizeikultur reflektiert. Es folgt ein Beitrag zu Bildungsansätzen, mit denen Tendenzen, das Lebensrecht von Menschen mit Behinderungen in Frage zu stellen, begegnet werden kann. Das Kapitel schließt mit einem Gespräch zur Relevanz von Bildungsarbeit zu Täterschaft in der heterogenen Gesellschaft.

Die Beiträge zu Literatur, Film und Erinnerungsgemeinschaften verdeutlichen, wie eine kritische Annäherung an familiengeschichtliche und erinnerungskulturelle Kontexte neue Perspektiven auf die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ermöglichen kann. So wird das Potential von Dokumentarfilmen skizziert, persönliche Geschichte(n) von Täterschaft in der Familie in politische Geschichtsdarstellungen zu transformieren. Zudem werden biografische und generationelle Aspekte mit gesamtgesellschaftlichen Debatten um die Aufarbeitung von NS-Täterschaft in Literatur und Film in Beziehung gesetzt und der Einfluss von Geschlechterbildern auf die innerfamiliäre Tradierung von Täterschaft diskutiert. Weitere Beiträge fragen danach, wie sich in lokalen Erinnerungsgemeinschaften – beispielsweise des Dorfes Neuengamme – die familiäre Weitergabe von Geschichte und gesellschaftlich akzeptierte Perspektiven auf Täterschaft überlagern. Auch die psychischen Folgen von Täterschaft

und Formen des Dialogs zwischen Kindern und Enkeln von Tätern und von Verfolgten werden vorgestellt.

Im Kapitel 4 kommen Kinder von NS-Täterinnen mit Beiträgen über biografische Dimensionen von Täterschaft und ihren Folgen zu Wort. Den Beginn machen zwei Beiträge, die sich mit der Frage auseinandersetzen, wie mit dem Wissen umgegangen werden kann, dass der eigene Vater als Ordnungspolizist oder als Arzt in den SS-Einsatzgruppen eingesetzt war und auf diese Weise an deren Massenmorden in Osteuropa partizipierte. In weiteren Beiträgen geht es um die Annäherung an das familiäre Erbe von Täterschaft im Kontext des KZ-Systems und der dort verübten Verbrechen. Welche Folgen hat es, wenn die Familiengeschichte eng mit diesem System verbunden war, wenn die Verwandten als Täter in den Konzentrationslagern wirkten oder von den dort verübten Verbrechen profitierten? Im vierten Kapitel geht es auch um einen Vater, der als Wachmann in einem Lager für sowjetische Kriegsgefangene und als Soldat im sogenannten Partisanenkampf in Russland eingesetzt war. Wie die Beiträge dieses Kapitels zeigen, wird die kritische Annäherung an die Vergangenheit nicht von allen Familienangehörigen geteilt, vielmehr besteht die NS-Ideologie in Teilen der Familie fort. So werden familiäre Verwerfungen in der Konfrontation mit der Täterschaft der Elterngeneration thematisiert, unabhängig davon, ob diese im Sicherheitsdienst der SS, in der Ordnungspolizei, in der Wehrmacht oder in der Waffen-SS zum Einsatz kamen. Es wird deutlich, welche Belastung es bedeutet, dass die Väter an Orten von Massenverbrechen eingesetzt waren, die Ziele des Regimes bis zuletzt stützten, häufig bis zu ihrem Tod an ihrer Gesinnung festhielten und niemals Bedauern äußerten.

Im fünften Kapitel befragen Enkel von NS-Tätern ihre Familiengeschichte daraufhin, welche Bedeutung die Täterschaft ihrer Verwandten in ihrem Leben einnimmt. Naturgemäß spielt in dieser dritten Generation auch die Auseinandersetzung mit den eigenen Eltern als Mittlerinstanzen zu den Großeltern und deren Erzählungen eine wichtige Rolle. Dabei werden zerstörerische Auswirkungen von Verdrängung und Verschweigen und deren oft destruktiven Folgen auf Individuen, Familien und Gesellschaft nachgezeichnet und auf diese Weise das „psychologische Erbe“ im familiären Kontext offengelegt. In mehreren Beiträgen wird die Problematik erkennbar, die eine Annäherung an das Handeln der Großväter in SS, Wehrmacht, NSDAP und Polizei anhand von Quellen und Akten beinhaltet, da diese Dokumente die Ereignisse meist ausschließlich aus Tätersicht wiedergeben und die Opfer geradezu verschwinden lassen. Auch bei den Enkeln wird danach gefragt, wie damit umgegangen werden kann, dass die eigenen Großeltern tragende Element im Verbrechengefüge waren und das Regime bis zuletzt mittrugen, aber nach 1945 keine Verantwortung für ihr Handeln übernehmen woll-

ten. Für viele der Beiträger aus dieser Generation stellt sich die Frage, welche gesellschaftspolitischen Konsequenzen aus einem kritischen Umgang mit dem Nationalsozialismus heute resultieren müssen.

Die dem Band beigelegten zehn filmischen Porträts beleuchten auf Grundlage mehrstündiger Interviews, die zwischen 2011 und 2014 geführt wurden, verschiedene Aspekte der Auseinandersetzung mit Täterschaft in der eigenen Familie und deren Auswirkungen bis in die Gegenwart. Die Filmporträts sind zeitlich vor den Buch-Beiträgen entstanden und stellen eine Vielzahl von biographischen Zugängen vor, vielen Interviews ist anzumerken, dass die Beteiligten noch nie vor einer Kamera über ihre Familiengeschichte gesprochen haben. Wenn man die Buchbeiträge und die Filmbeiträge der jeweils gleichen Protagonisten nebeneinander anschaut, so entstehen interessante Brüche. Denn es ist etwas ganz anderes, vor der Kamera und in einem Interview über sein Leben und seine Perspektiven zu berichten als selbst einen Text zu verfassen. In jedem Fall waren die Interviews wichtige Stationen auf dem Weg, die eigene Familiengeschichte zu bearbeiten und in die Öffentlichkeit zu bringen. Beides, Buch und Film, zeigen einen unabgeschlossenen Prozess – egal, ob bei den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen oder aber den biographischen Annäherungen.

Am Ende meines Vortrags möchte ich gerne abschließend etwas sagen zur Relevanz der Arbeit mit Täternachkommen ebenso wie mit Verfolgtenachkommen. Für mich ist dies ein Teil der notwendigen Gegenwartsorientierung der Arbeit von Gedenkstätten, aus zwar aus folgenden Gründen: Beides sind relativ große Gruppen – die eine in Deutschland geht in die Millionen, die andere überwiegend in den von Deutschland besetzten Ländern; hier sind es viele Millionen Menschen. Es lassen sich aus der Arbeit mit den beiden Gruppen Perspektiven gewinnen für die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg als Ganzes, darunter auch in globalgeschichtlicher Dimension.

Denn ähnlich wie der Kolonialismus und der Stalinismus wirken die Folgen des Nationalsozialismus bis in die Gegenwart weiter – und zwar weltweit, in Deutschland, in den besetzten Ländern, in den so genannten neutralen Staaten, aber auch in der so genannten Dritten Welt, sowohl in Gesellschaften wie in Familien.

Angesichts der fortschreitenden Historisierung kann die familiengeschichtliche Fragestellung – was hat meine Familie in der Zeit des Nationalsozialismus getan – für viele Menschen einen relevanten Zugang zur Vergangenheit bieten, weil sie einen wichtigen gegenwärtigen Bezug zum historischen Geschehen herstellt: was geht mich das noch an? Betrachtet man Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg als globalgeschichtliche historische Ereignisse, deren Folgen die Gesellschaften weltweit bis heute prägen, so stellt sich diese Frage nicht nur in

Deutschland, sondern auch in den ehemals besetzten Ländern und Kollaborationsregimen, in Ländern, die Flüchtlinge aufgenommen haben (oder nicht aufgenommen haben) oder eben auch in den damals sogenannten neutralen Staaten.

Allerdings stellt sich die Frage in der postnationalsozialistischen deutschen Gesellschaft dringlicher, denn hier sind die Folgen der NS-Gewalt bis in die Gegenwart überall auffindbar, und die Verweigerung, dies zu erkennen und zu reflektieren, führt dazu, dass zwischen dem öffentlichen Gedenken an die NS-Massenverbrechen und privaten Erzählungen und Überlieferungen in Familien in Deutschland nicht selten eine erhebliche Diskrepanz besteht. Die Vermittlung von Wissen über die NS-Gewaltverbrechen und deren Ursachen ist aber nicht nur für Verfolgten- wie Täternachkommen, sondern für alle Menschen relevant, ebenso die Beschäftigung mit den Folgen von Gewalt, sie bildet die Grundlage eigener Urteilsfähigkeit und eines reflektierten Geschichtsbewusstseins in Bezug auf die historischen Ereignisse und ihre Folgen.

Familiäre und gesellschaftliche Folgewirkungen von Täterschaften und von Verfolgung haben nicht nur bezogen auf den Nationalsozialismus einen hohen Erklärungswert für gesellschaftliche Prozesse. Die Motivation der an Verbrechen Beteiligten sowie Entstehungsbedingungen und Mechanismen der ausgeübten Gewalt, das Schicksal der von dieser Gewalt betroffenen Gruppen und der Umgang mit den Gewaltakteuren nach Kriegsende spielen deshalb in der Bildungsarbeit von Gedenkstätten eine zunehmend bedeutende Rolle.

Es geht in der Auseinandersetzung mit den Vergangenheiten stets auch um uns; unser Geschichtsbewusstsein, die Verfasstheit der Gesellschaft, die familiären Umgangsweisen, die eigene Stellung zu gegenwärtigen Herausforderungen, beispielsweise der eigenen Stellung zu gesellschaftlichem Rassismus, der sich beispielsweise im Aufstieg rechtspopulistischer Bewegungen und völkischen Tendenzen in Europa im Umgang mit Flüchtlingen, aber auch im Umgang mit andauerndem Antiziganismus, Antisemitismus und Islamfeindlichkeit zeigt. Die Auseinandersetzung mit den familiären und gesellschaftlichen Folgen von Täterschaft und von Verfolgung geht uns deshalb alle an.